



Georg Zinner

## Nachbarschaftshäuser in ihrem Stadtteil

Schriften, Aufsätze, Reden, Interviews  
zu Sozialpolitik und Gesellschaft

2., erweiterte Auflage (Digitaledition)

- Teilausgabe:
- [ 1 ] Sozial-kulturelle Arbeit
  - [ 2 ] **Leben im Alter**
  - [ 3 ] Organisation, Staat und freie Wohlfahrt
  - [ 4 ] Bürgerschaftliches Engagement
  - [ 5 ] Jugendarbeit und Jugendhilfe
  - [ 6 ] Inklusion
  - [ 7 ] Wer war Georg Zinner?

**Dieses Kapitel ist eine Teilausgabe der folgenden Publikation:**

Georg Zinner, Nachbarschaftshäuser in ihrem Stadtteil: Schriften, Aufsätze, Reden, Interviews zu Sozialpolitik und Gesellschaft / Hrsg.: Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V.; Verband für sozial-kulturelle Arbeit e. V.; Paritätischer Wohlfahrtsverband, Landesverband Berlin e. V. – Berlin: 2. erw. Aufl. (Digitaledition), Januar 2017

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany

Redaktion: Eva Bittner, Gökçen Demirağlı, Jürgen Kipp, Birgit Monteiro, Markus Runge, Herbert Scherer, Stefan Schütz, Rosa Strobl-Zinner, Bianca Thiede, Stephan F. Wagner  
Lektorat: Stefan M. Schult de Morais  
Titelfoto: Die Hoffotografen

Visuelle Konzeption, Produktion: diálogo®, Berlin  
[www.dialogo.de](http://www.dialogo.de)



*Die hier veröffentlichten Schriften sowie weitere  
Texte Georg Ziners stehen auch online zum Lesen  
bereit: [www.nbhs.de/georg-zinner/](http://www.nbhs.de/georg-zinner/)*

# *Leben im Alter*

<i>Einführung von Eva Bittner und Stefan Schütz</i> .....	179
<b>1978</b> „Der Nachbar“ – Modell für eine integrierte Alten- und Gemeinwesenarbeit .....	181
<b>1996</b> „Fachkräfte“ – Warum ich (k)ein Geschäftsführer beim Theater der Erfahrungen sein möchte .....	189
<b>2000</b> Eröffnung des Internationalen Altentheaterfestivals „Graue Stars über Berlin“ .....	193
<b>2005</b> Potentiale des Alters erkennen – ein überfälliger Paradigmenwechsel? .....	195
<b>2008</b> Wie aus dem Lehrbuch .....	204
<b>2009</b> (K)eine Altenarbeit bitte .....	205
<b>2013</b> Community Care – alt werden in der Nachbarschaft .....	207
<b>2014</b> Es ist gut gegangen .....	215



# *Leben im Alter*

*von Eva Bittner und Stefan Schütz*

Wenn man die Texte Georg Ziners über Pflege und Begleitung, Hospiz, Wohnen, bürgerschaftliches Engagement und seine Gedanken allgemein zum alten Menschen liest, spürt man, dass er auch ein wenig die Zeiten vorbereiten wollte, in denen er selbst sein Leben im Alter genießen würde. Die Texte sind durchdrungen von der Vorstellung, daß Bürger jeglichen Alters mündig und selbstbestimmt ihr Schicksal in die Hand nehmen und erst dann professionell unterstützt werden sollten, wenn sie diese Hilfestellung benötigen und wünschen. Ein vor 40 Jahren noch revolutionärer Paradigmenwechsel, weg von der Versorgung und Bevormundung und hin zur Teilhabe und Mitwirkung in einem generationenüberspannenden Gesellschaftsmodell, das heute vielleicht nicht mehr so radikal klingt, aber dennoch an Aktualität für die Gemeinwesenarbeit nichts eingebüßt hat.

Seine für verschiedene Altersgruppen und gesellschaftliche Zusammenhänge formulierten Überlegungen setzen bei den Potenzialen und Stärken der beteiligten Menschen an und fordern damit auch eine Weiterentwicklung der Sozialarbeit, die nicht die Defizite verwaltet, sondern die zivilgesellschaftlichen Kräfte erkennt und die Möglichkeiten sozial-kulturellen Arbeitens nutzt.

So kritisch er gegen die undifferenzierte und entmündigende Haltung von Politik und Institutionen zu Felde zog, so tief war sein Respekt gegenüber der Erfahrung und dem Gestaltungspotenzial des alten Menschen. In diesem Sinne genoss er als regelmäßiger Besucher die Aufführungen des „Theaters der Erfahrungen“, fungierte als Aufbauhelfer unzähliger neuer Projekte und gab wichtige Impulse für die Auflösung jeglichen institutionellen Schubladendenkens. Auch seine Scheu vor der direkten Konfrontation mit Krankheit und Sterben war durchaus spürbar – sie traten letztlich viel zu schnell in sein Leben, noch bevor er die

Potenziale des eigenen Alters, befreit von den Mühen des Arbeitslebens, auch nur annähernd ausschöpfen konnte.

*Eva Bittner ist seit 1984 Mitarbeiterin im Nachbarschaftsheim Schöneberg und leitet gemeinsam mit Johanna Kaiser das Theater der Erfahrungen. Stefan Schütz ist seit 2000 Mitarbeiter im Hospiz des Nachbarschaftsheim Schöneberg.*

# *„Der Nachbar“ – Modell für eine integrierte Alten- und Gemeinwesenarbeit*

*Nachbarschaftsheim Schöneberg, Berlin (1978)*

## *Entstehungsgeschichte*

„Der Nachbar“ ist eine Einrichtung des Nachbarschaftsheims Schöneberg e. V. und arbeitet seit Februar 1978.

Das Nachbarschaftsheim Schöneberg besteht seit 30 Jahren und arbeitet als gut in das Wohngebiet integrierte Gemeinwesen Einrichtung seit Jahren eng mit der Bürgerinitiative „aktion spielraum e.V.“ zusammen. Gemeinsam wird auch seit längerer Zeit im „Gelben Laden“ gearbeitet, einer umfunktionierten Ladenwohnung in einer belebten Geschäftsstraße mit Kleinstadtcharakter. Hier werden Sitzungen abgehalten, man führt Mieter- und Sozialberatung durch, und vornehmlich wird hier auch an einer Stadtteilzeitung gearbeitet. Bis Februar 1978 war der Laden allerdings aufgrund seiner mangelhaften Ausstattung für den Friedenaue Normalbürger wenig attraktiv und in seiner Kapazität nicht ausgelastet. Der Laden bot sich deshalb für die Umgestaltung der Altenarbeit im Stadtteil an, die bis dahin ausschließlich durch das Nachbarschaftsheim in eigenen Räumen in Form einer „Seniorenfreizeitstätte“ betrieben wurde.

Die Situation in dieser Seniorenfreizeitstätte war und ist wie in den meisten Einrichtungen dieser Art unbefriedigend: die Gruppen sind überaltert, ihre Struktur ist verfestigt und hierarchisch, sie haben nur eine begrenzte Integrationsfähigkeit gegenüber neuen Mitgliedern und eine sehr konsumtive Grundhaltung. Dies galt (und gilt) im Nachbarschaftsheim Schöneberg besonders für die Frauengruppen, die aus je einer sehr aktiven Gruppenleiterin und einem relativ passiven Mitgliederstamm bestehen. Diese Struktur ist ein großes Problem für die Altenarbeit, auch wenn man die individuellen Leistungen der Gruppenleiterinnen durch-

aus anerkennen muß. Die Leiterinnen erleben jedoch zwangsläufig die Aktivität von Außenstehenden oder neuen Gruppenmitgliedern als Bedrohung der eigenen Stellung, verhalten sich selbst den Mitgliedern ihrer Gruppe gegenüber autoritär und bevormundend, verstärken dadurch deren Passivität und vermindern dadurch auch die Chancen der Kontaktaufnahme mit Besuchern und potentiellen neuen Mitgliedern.

Daneben gibt es im Nachbarschaftsheim eine Gruppe von über 60 Männern, die sich in wechselnder Zahl zum regelmäßigen Skatspiel treffen. Diese Gruppe ist jedoch für keine anderen Aktivitäten ansprechbar und fiel deshalb schon immer aus der vom Nachbarschaftsheim betriebenen Seniorenarbeit heraus, woran sich auch durch den „Nachbarn“ nichts geändert hat.

Es zeigte sich also, daß die bestehenden Altengruppen im Nachbarschaftsheim Schöneberg nicht ausreichend für eine sinnvolle Hilfe zur Gestaltung des Alters und auch nicht offen genug für neue Gruppenmitglieder sind. Demgegenüber stand unsere Überlegung, daß den alten Menschen in unserer Gesellschaft die Möglichkeit gegeben werden muß, „nützlich“ zu sein. Das glauben wir durch die Integration von alten Menschen in den Lebensbereich anderer (vor allem auch jüngerer) Gruppen der Gesellschaft (die zum Teil auch selbst von einer gewissen Isolation betroffen sind), z. B. in einem Treffpunkt-Café, erreichen zu können.

In dieser Situation entstand die Idee, den „Gelben Laden“ als zusätzliche Einrichtung der Altenarbeit mit neuer Zielsetzung zu nutzen. Der Laden wurde mit Hilfe von Mitteln des „Kuratoriums Deutsche Altershilfe“ renoviert und neu und adrett möbliert.

Zur Vorbereitung der inhaltlichen Arbeit hatte sich eine Arbeitsgruppe, bestehend aus einer Mitarbeiterin des Nachbarschaftsheim Schöneberg, die über den DPWV finanziert wurde, zwei Praktikantinnen der Sozialarbeit, einem Psychologiestudenten und zwei Mitgliedern der Bürgerinitiative „aktion spielraum“, ein halbes Jahr vorher zusammengesetzt. Der Versuch, schon von Anfang an ältere Menschen an der Planung zu beteiligen, war allerdings trotz intensiver Bemühungen gescheitert.



Wir einigten uns darauf, den Laden nach der Renovierung regelmäßig dreimal in der Woche (dienstags, mittwochs und freitags) zu öffnen und Angebote an einen „offenen“ Besucherkreis von jüngeren und vor allem älteren Bürgern des Wohngebietes zu machen.

Mittwoch ist unser Programmtag, an dem wir Filme zeigen, Vorträge und Diskussionskreise abhalten, zusammen singen und Musik machen etc. Hauptgedanke bei all diesen Angeboten ist es nicht, den Besuchern angenehme Konsumtion zu ermöglichen, sondern daß sich aus diesen Angeboten die Möglichkeit zu alltagsrelevanten Diskussionen und Gesprächen ergibt. Soweit wie möglich wollen wir aber im Programm die Vorstellungen und Interessen unserer Besucher umsetzen.

Im Laden werden keine alkoholischen Getränke angeboten, fast ausschließlich Kaffee. Wir verkaufen selbstgebackenen Kuchen zum Selbstkostenpreis und versuchen, am Backen sowohl unsere Besucher als auch Mitglieder der Bürgerinitiative zu beteiligen.

Geworben haben wir für unseren Laden in der Friedenauer Stadtteilzeitung, durch Aktionen wie Waffelbacken vor der Ladentür und Leierkastenmusik, durch ein Interview in der „Rias-Illustrierten“ und durch persönliches Ansprechen. Außerdem verteilen wir regelmäßig ein Flugblatt mit unserem Programm in die Briefkästen und Hausaufgänge unseres Einzugsgebietes.

### *Grundsätzliche Überlegungen zu einer fortschrittlichen und offenen Altenarbeit*

Der Arbeit im „Nachbarn“ liegen einige Annahmen über die Bedürfnisse und Fähigkeiten älterer Menschen zugrunde, die auf die Fehler der üblichen „Altenbetreuung“ hinweisen. Diese beruhen nämlich meist auf der Annahme eines zunehmenden „Defizits“ an körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit bei alten Menschen. Untersuchungen in Amerika, aber auch in Deutschland haben ergeben, daß der Abbau der geistigen Leistungen im Alter durchaus nicht zwangsläufig ist und nur sehr wenig direkt mit dem Älterwerden der Menschen zusammenhängt. Auffällig ist bei älteren Menschen eine allerdings im Vergleich zu jünge-

ren sehr starke interindividuelle Variabilität, d. h. eine sehr große Spannbreite unterschiedlicher Leistungen. Dies erklärt sich aus den Lebensbedingungen vieler älterer Menschen. Ihre Fähigkeiten verkümmern, weil die gesellschaftlichen Bedingungen für sie kaum andere Möglichkeiten zulassen. Das schlägt sich dann wieder im körperlichen Befinden nieder, und schon ist der Teufelskreis in Bewegung gesetzt. Deshalb wenden wir uns auch gegen die von manchem Wissenschaftler aufgestellte Behauptung, daß alte Menschen ein „natürliches“ Bedürfnis nach Rückzug haben. Das ist für die Betreuung zwar sehr bequem, einfach zu unterstellen, daß Aktivitäten wohl für Menschen im mittleren Alter notwendig sind, um sie „jung“ zu halten, daß später dann aber ein natürliches Bedürfnis nach Ruhe besteht, so daß eine Aktivierung von älteren Menschen aussichtslos sei.

Wir meinen dagegen, daß die Belastbarkeit und Geschwindigkeit der Leistung im Alter sich durchaus verändern, daß dies jedoch eine quantitative und keine qualitative Veränderung ist. Gerade im Bewußtsein dieser Veränderung und im Lernen des Umgangs damit, und zwar für jung und alt, sehen wir die Hauptaufgabe einer sinnvollen Altenarbeit. Darüber hinaus scheint es sinnvoll zu sein, immer wieder aufzuzeigen, worin die gesellschaftlichen und individuellen Ursachen für das teilweise extrem unterschiedliche Ausmaß der Veränderung bei älteren Menschen liegen.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich zwangsläufig, daß man mit Altenarbeit so früh wie möglich anfangen sollte, also schon bei der Vorbereitung auf das Alter. Die Erfolgsaussichten bei jemandem, der 20 Jahre aus der Gesellschaft mehr oder weniger ausgegliedert war, sind sehr gering, vielmehr sollte es darum gehen, diese Ausgliederung von vornherein zu verhindern. Das anzustrebende Ziel wäre also eine präventive, auf die Umwelt hin orientierte Altenarbeit.

Sinnvoll erscheint uns dabei der Ansatz, der es den Betroffenen ermöglicht, sich selbst „jung“ zu halten und wieder aktiv zu werden. Vor allem leidet bei sehr vielen älteren Menschen das Selbstwertgefühl. Das Betreut- und Betutteltwerden schaffen ein Gefühl des Überflüssigseins und der Nutzlosigkeit der eigenen Person. Sie geben die Kontrolle ihrer Umwelt aus der Hand und verlieren sich selbst dabei.

Es geht also vielmehr darum, den Menschen handlungsfähig zu erhalten und ihn vor dem Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Umwelt zu bewahren. Dies schützt ihn vor Abbauerscheinungen im Alter, die aus dem Erleben der eigenen Sinnlosigkeit resultieren, und hilft auch bei konkreten Alltagsproblemen. Außerdem scheint uns dies für ältere Menschen der einzige politisch sinnvolle Weg zu sein, sich gegen die ihnen von der Öffentlichkeit übergestülpten Sozialschablonen zu wehren (s. „Grey Panter“-Bewegung in den USA).

### *Zur Verbindung von offener Altenarbeit und Gemeinwesenarbeit*

Neben den alten Menschen gibt es im Einzugsbereich des Nachbarschaftsheim Schöneberg und der Bürgerinitiative noch andere Gruppen, z. B. Arbeitslose, Mütter mit Kindern, Sozialhilfeempfänger, Menschen, die sich allgemein isoliert fühlen und Kontakt suchen usw., deren Probleme nicht grundsätzlich sind und darum auch nicht isoliert voneinander angegangen werden sollten. „Der Nachbar“ bietet dafür die Voraussetzung, weil sich hier ältere Menschen, Randgruppen im weitesten Sinne und auch Bürger, die sich nicht ohne weiteres in eine dieser Gruppen einordnen lassen (wollen), treffen können.

Hier sollte vor allem erst einmal am gegenseitigen Abbau von Vorurteilen gearbeitet werden und Interesse, z. B. auch an älteren Menschen, geweckt werden. Echtes Interesse kann aber nur durch konkreten Kontakt und das Umgehen miteinander entstehen. Darum liegt ein anderes Hauptziel unserer Arbeit im Wecken verschütteter Aktivitätspotentiale. Wir wollen die Einseitigkeit der karitativen Hilfeleistungen abbauen, weil gerade darin die Hauptursache für ein gestörtes Selbstwertgefühl und damit auch der Isolation liegt.

Durch ein anzustrebendes positives Gruppenerlebnis erhoffen wir uns auch einen wenigstens minimalen politisierenden Effekt, sofern sich das Leben mit einer Gruppe gegenüber dem Leben eines „Einzelkämpfers“ für den einzelnen als vorteilhaft erweist. Darum streben wir auch an, daß sich durch die aktive Mitarbeit im Treffpunkt-Café ein weitergehendes Grundprinzip entwickelt, das sich z. B. in konkreter Nachbarschaftshilfe niederschlagen könnte und aus der Isolation herausführen sollte.

Ein zusätzlicher positiver Effekt des Treffpunkt-Cafés ist, daß die vom Nachbarschaftsheim angebotene Sozialberatung, die bisher relativ wenig genutzt wurde, ein positiveres Umfeld findet.

### *Bisherige Erfahrungen*

Durchschnittlich kommen zu unseren Öffnungszeiten 10 bis 15 Besucher in den „Nachbarn“. Davon können etwa 70 bis 80 % zum Stammpublikum gezählt werden, die anderen kommen gelegentlich mal vorbei (meist jüngere Gäste) oder wollen sich den „Laden“ mal anschauen. Diese Gruppengröße hat sich auch als optimal erwiesen, da dadurch der Kontakt zwischen den älteren und jüngeren Besuchern noch sehr direkt und persönlich bleibt und sich dennoch die ganze Gruppe an der Kommunikation beteiligen kann (Vermeidung von Zweier- und Dreiergrüppchen).

Vom Alter her ist etwa die Hälfte unserer Besucher zwischen 60 und 80 Jahren, die andere Hälfte zwischen 20 und 45 Jahren, wobei die Jüngeren meist Mitarbeiter, Sympathisanten der Mitarbeiter oder der Idee, oder nicht werktätige Mütter aus der Umgebung sind. Von diesen Gästen haben sich dann im Laufe der Zeit auch einige spontan zur Mitarbeit bereit erklärt. Schwierigkeiten haben wir dagegen mit der Gewinnung zusätzlicher älterer Gäste. Hier zeigen sich immer noch deutliche Schwellenängste und Vorurteile gegenüber unkonventionellen Angeboten. Immerhin sind aber diejenigen, die es einmal gewagt haben, auch fast immer wiedergekommen, und wir haben so unseren Besucherstamm langsam, aber stetig erweitern können.

Geringe Resonanz finden wir bisher in der Altersgruppe zwischen 45 und 65 Jahren und bei älteren Männern. Das mag einmal auf die wahrscheinliche Berufstätigkeit und die damit ungünstigen Ladenöffnungszeiten, zum anderen aber auch auf unser bisheriges Angebot zurückzuführen sein. Da müssen wir uns noch einiges einfallen lassen.

Unsere bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß eine Aktivierung der älteren Besucher bis zu einem gewissen Grade schon innerhalb einer relativ kurzen Zeit möglich ist (z. B. Beteiligung an der Programmgestal-

tung, Teilnahme an den wöchentlichen Arbeitsbesprechungen, teilweise auch private Kontakte und neue Freundschaften sowie auch eine offensichtliche und auch geäußerte Verbesserung des physischen und psychischen Befindens). Auch die Bereitschaft, Konflikte anzusprechen und auszutragen, wächst. Dabei darf nicht übersehen werden, daß viele dieser Konflikte erst durch ein bestimmtes Verhalten der Mitarbeiter und bestimmte Erwartungen der Besucher an diese verursacht werden. Die Mitarbeiter verhalten sich möglichst offen und zugewandt, um damit eine positive Gruppenatmosphäre entstehen zu lassen, in der es sich gut arbeiten läßt, zum anderen aber auch, um durch Modell-Lernen die älteren Gäste zur Aufgabe ihrer mißtrauischen und verschlossenen Grundhaltung zu bewegen. Mit diesen neu gelernten sozialen Fähigkeiten sollte dann sowohl der Umgang miteinander als auch die Fähigkeit zur Aufnahme von neuen Gruppenmitgliedern verbessert werden. Demgegenüber steht der Wunsch vieler älterer Besucher, mal oder wieder in einer harmonischen Familie zu leben, die den „Nachbarn“ dann als idealen Familienersatz mit endlich einmal wohlgeratenen Kindern (die jüngeren Mitarbeiter) betrachten. Aus diesen gegensätzlichen, sich allerdings auch nicht grundsätzlich ausschließenden Interessen sind dann leider auch schon zeitweilig Rivalitäten und Eifersüchteleien entstanden. In Gesprächen konnten diese Konflikte bisher jedoch immer befriedigend gelöst werden.

Mit dem von uns angebotenen Programm befanden wir uns bisher mehr oder weniger im Versuchsstadium. Unsere Erfahrungen zeigen jedoch deutlich, daß man ein buntes Aneinanderreihen von Programmpunkten, wenn sie auf den ersten Blick auch noch so interessant zu sein scheinen, auf jeden Fall vermeiden sollte. Wichtiger ist ein kontinuierlicher, miteinander verbundener Aufbau des Programms, damit Angesprochenes wieder aufgegriffen und weiter verfolgt werden kann und damit auch Perspektiven entstehen können.

Unsere bisherige Arbeit ist nicht unbemerkt geblieben. Der zuständige Stadtrat hat uns schon zweimal besucht, reichlich lobende Worte gefunden und uns auch schon konkret unterstützt. Andere Gruppen haben reges Interesse an einem Erfahrungsaustausch gezeigt oder eine Zusammenarbeit angeboten, woran wir natürlich sehr interessiert sind. Auch auf die bereits bestehenden Seniorengruppen im Nachbarschaftsheim

hat unsere Arbeit Auswirkungen gehabt. Nur mit Unterstützung unserer älteren Stammgäste konnte eine Gymnastikgruppe neu aufgebaut werden, von einer gemeinsamen Dampferfahrt wird noch in zehn Jahren begeistert erzählt werden, und ansatzweise scheint damit auch schon kräftig an den festgefahrenen Strukturen dieser völlig überalterten Seniorengruppe gerüttelt worden zu sein.

Es bleibt noch einiges zu tun, aber wir haben in dieser kurzen Zeit von etwas mehr als einem halben Jahr doch weit mehr erreicht, als wir eigentlich erwarten durften.

*Aus: Rundbrief 3.1978, Verband für sozial-kulturelle Arbeit e. V.*

## „Fachkräfte“

### *Warum ich (k)ein Geschäftsführer beim Theater der Erfahrungen sein möchte (1996)*

*THEATER DER ERFAHRUNGEN ist dem Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. 1983 zugewandert, und daß es dort gut aufgenommen wurde und bis heute blieb, ist in der Hauptsache Georg Zinner zu verdanken. Er hatte die SPÄTZÜNDER bei einer übervollen, von Jugendlichen gestürmten Aufführung in der UFA-Fabrik gesehen und Feuer gefangen. Das ist seitdem nicht mehr erloschen, auch wenn vieles nun alltäglichere Bahnen genommen hat, aber seine verwaltungsmäßigen Fähigkeiten und besonders sein guter Blick für das, was in unserem Theaterleben geschieht, machen ihn zu einer echten Vertrauensperson in Sachen THEATER DER ERFAHRUNGEN.*

### *Wie kommt ein Nachbarschaftsheim zu einer Trägerschaft für ein Theater?*

Die wenigen Nachbarschaftsheime, die es in Deutschland gibt, haben sich in einem Verband für sozial-kulturelle Arbeit zusammengeschlossen. Zwar verstehen sie sich in erster Linie als soziale Einrichtungen, sind aber davon überzeugt, daß soziale und kulturelle Identität nur schwer voneinander zu trennen sind. Sie sind auch davon überzeugt, daß in der sozialen Arbeit vor allem mit den Talenten und Begabungen der Kinder, Jugendlichen, Erwachsenen, alten Menschen, Deutschen, Ausländer usw. gestaltet werden soll und mit ihnen und nicht nur für sie gearbeitet wird. Die Verwirklichung eines solchen Konzepts setzt freie Trägerschaft und Bürgerbeteiligung voraus. Die Nachbarschaftsheime (mit Heimen als stationäre Einrichtungen haben sie nichts zu tun, der Begriff kommt aus dem angelsächsischen „neighbourhood-center“) haben einige weitere Grundsätze: Sie sind offen für alle, für Menschen mit Problemen und ohne, für alle Generationen, für kulturelle und soziale Betätigung, für Selbsthilfe und ehrenamtliches (bürgerschaftliches) Engagement, für Traditionen und für neue Ideen, für den passiven Konsumenten wie für den aktiven und kreativen Mitwirkenden und Gestalter.

Ihre Vielfalt sichert ihnen Attraktivität. Ihr lokaler Aktionsradius macht sie überschau- und leicht erreichbar. Professionelle Dienstleistungen und offensive Öffentlichkeitsarbeit sind – jedenfalls im Nachbarschaftsheim Schöneberg – selbstverständlich, letztlich orientiert sich die Arbeit an der Nachfrage und nicht an überkommenen Vorstellungen.

Zwar ist die Trägerschaft des Nachbarschaftsheims Schöneberg für das THEATER DER ERFAHRUNGEN eher aus einem Zufall geboren, zufällig ist sie jedoch nicht: Die Offenheit des Trägers neuen Entwicklungen gegenüber, der Mut zum Unkonventionellen und seine Seriosität standen ebenso Pate wie das Verstehen und Begreifen dieser Form von Altentheaterarbeit im speziellen und der Bedeutung der Kulturarbeit für die Sozialarbeit im allgemeinen. Soziale Arbeit ist mehr als das Eintreten für die sogenannten sozial Benachteiligten (eine Floskel, hinter der sich oft genug nur die Legitimation für Untätigkeit und eigene Phantasielosigkeit verbirgt). Und dieses „Mehr“ ist nichts anderes, als die in den Menschen vorhandenen Fähigkeiten zur Geltung kommen zu lassen, sie eben nicht eigenen Denkschablonen und Vorurteilen unterzuordnen, sie nicht den Gebräuchen und Denkmustern der eigenen Institution einzupassen, sondern sie zu respektieren und mit den Menschen nach ihren originalen (eigenen) Ausdrucksfähigkeiten und gesellschaftlichen Beteiligungsmöglichkeiten zu suchen. Es ist so etwas wie die Erschaffung der freien Marktwirtschaft in der sozialen Arbeit und die Abschaffung des Plans, der sowieso nie stimmte. Der Erfolg gibt uns recht: Es gibt in Berlin und vermutlich in Deutschland keine soziale Institution mit einer solchen Vielfalt an Angeboten und mit einer so großen Zahl von regelmäßigen Besuchern und Nutzern. Hier konnte und kann sich auch das THEATER DER ERFAHRUNGEN wohlfühlen: das Nachbarschaftsheim als sicherer Hafen für allerlei Ausfahrten und Entdeckungsreisen.

Seine Lebendigkeit und Leichtigkeit (deren Voraussetzung ist härteste Arbeit, wie gerade Künstler wissen) kann es sich auf diesen Wegen nur sichern, wenn es nicht „abhebt“. Jeder Versuch in diese Richtung birgt die Gefahr des Scheiterns in sich, weil das Projekt oder die Gruppe oder die Spielerin instrumentalisiert werden würde für einen persönlichen „Erfolg“. Der so programmierte Absturz lässt sich vermeiden, indem nicht mit untauglichem Instrument der Höhenflug angestrebt wird, sondern das vorhandene Instrument optimal unter Anerkennung der



vorhandenen Bedingungen genutzt wird. Der Erfolg stellt sich dann von selbst ein: für das Projekt, die Gruppen und die Spieler.

Das Streben nach „Höherem“ und hin zur „Kultur“ beflügelte zeitweilig vor allem die Mitarbeiter/innen, die ja zugleich die prägenden und gestaltenden Personen dieses Theaters sind. Gott sei Dank ist diese Art von „Höhenflügen“ bisher mißlungen! THEATER DER ERFAHRUNGEN wollte ein „richtiges“ Theater werden: mit fester Spielstätte, eigener Verwaltung, eigener Geschäftsführung und natürlich rechtlicher Selbständigkeit. Der Geschäftsführer war von den Autorinnen dieses Buches schon ausgewählt: das sollte der Verfasser dieses Artikels sein. Der fühlte sich geehrt, wollte aber nicht. Aus ganz pragmatischen Gründen: Die Realisierung dieser Idee mußte schon an der Finanzierung (dem Subventionsbedarf) scheitern. Aus weniger pragmatischen Gründen: Die Institutionalisierung wäre gleichzeitig das Ende des THEATERS DER ERFAHRUNGEN als lebendiges, immer aktuelles und zeitgerechtes Theater gewesen – nicht gleich, aber doch in absehbarer Zeit. Die Spieler – heute geachtet und respektiert in ihrer Individualität – hätten sich dem Zwang von zu verkaufenden Produktionen unterwerfen müssen, sie hätten früher oder später vor diesem Druck resigniert. An die Stelle der heute zu spürenden Spielfreude und Spiellust wäre die Spielpflicht getreten. Der Produktionsprozeß hätte sich zu seinem Nachteil verändert. Die Diskussion um die Verselbständigung in der gedachten oder in einer ähnlichen Form verebte nach einiger Zeit. Vielleicht ist der Traum geblieben. Durchgesetzt hat sich aber auch die Erkenntnis, daß die jetzige Anbindung, Einbindung in die Trägerschaft des Nachbarschaftsheims Schöneberg, für dieses Theaterprojekt und für diese Form der Theaterarbeit viele Vorteile bietet, möglicherweise sogar ideal ist. Was so verwunderlich auch wieder nicht ist, sind unsere Theaterfrauen doch auch so etwas wie Sozialarbeiterinnen, eine sogar eine ausgebildete, und wird doch heute Kulturarbeit auch als eine bessere Form sozialer Arbeit verstanden, aufbauend auf dem Grundsatz, daß es besser (effektiver, das ist in unserer Gesellschaft sehr wichtig!) ist, mit den Stärken der Menschen zu arbeiten, sie herauszufinden, zu entwickeln, zur Geltung kommen zu lassen, als mit ihren Schwächen, und daß es vernünftiger ist, attraktive Beispiele aktiven Lebens im Alter anzubieten, als darüber Predigten zu halten. Und schließlich, daß Theater sich auszeichnet als kommunikatives Medium eignet, und das (Wieder-)Herstellen von Kommunikation zu den wichtigsten

Bestandteilen sozialer bzw. sozial-kultureller Arbeit gehört. Lebensnähe behält ein Theater nur, wenn alle sich treu bleiben dürfen, wenn niemand sich „größerer und höherer Ziele wegen“ verbiegen muß. Wenn niemand Ansprüche über das mögliche Maß hinaus erhebt und die Reputation und das Renommee des Trägers nicht vom genannten Projekt abhängen. Den Rahmen einzuhalten, den der Geldgeber (in dem Falle der Senator für Soziales in Berlin) vorgibt und der den Träger als Geldempfänger verpflichtet, schützt auch vor dem, was illusionär ist. Diesen Rahmen nicht zur bürokratischen Gängelung werden zu lassen und den Freiraum so groß als nur irgend denkbar zu gestalten, das ist Aufgabe des Trägers, in diesem Falle auch zwingende Aufgabe eines Geschäftsführers. Als Geschäftsführer habe ich darüber hinaus darauf geachtet, meinen professionellen Rat in Finanz-, Verwaltungs- und Personalangelegenheiten zur Verfügung zu stellen, über effektive Organisationsstrukturen, sinnvolle Arbeitsteilung usw. mit den Mitarbeiterinnen zu diskutieren, indes ohne Vorschriften zu machen. Am wichtigsten war aber wohl, den Mitarbeiterinnen die Sicherheit zu geben, daß sie mein volles Vertrauen haben, daß ich ihre Grundanliegen akzeptiere und fördere und daß sie das Recht auf Irrtum und Fehlschläge haben. Daß ich nicht dreinrede in Angelegenheiten, von denen ich nichts verstehe, war mir immer selbstverständlich. Daß ich trotzdem mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg halte, auch. Eine weitere Grundregel war: für Gespräche stehe ich immer zur Verfügung. Und aus meinem Wunsch, daß informelle und formelle Führung innerhalb eines Teams in denselben Personen vereinigt sein sollten, habe ich nie (m)einen Hehl gemacht.

So wie die Mitarbeiterinnen des THEATERS DER ERFAHRUNGEN ihre Gruppen und Spieler/innen nie instrumentalisiert haben (einmal ist es durch einen freien Mitarbeiter doch geschehen, das Ergebnis war die Auflösung der Gruppe), so habe ich nie versucht, dieses Projekt für das Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. zu instrumentalisieren. Die sich aus dieser Zwanglosigkeit ergebenden Möglichkeiten sind viel umfassender und produktiver als umgekehrt. Letztlich war ich dann vom verantwortungsvollen Gebrauch dieser Freiheit und Zwanglosigkeit immer nur angenehm überrascht!

*Aus: Eva Bittner, Johanna Kaiser, Graue Stars – 15 Jahre Theater der Erfahrungen, Lambertus-Verlag, Freiburg i. Brsg., 1996*

# *Eröffnung des Internationalen Altentheaterfestivals „Graue Stars über Berlin“*

*am 5. Oktober 2000 durch Georg Zinner, Geschäftsführer Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. und Vorstand Paritätischer Wohlfahrtsverband, Landesverband Berlin e. V.*

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste aus dem In- und Ausland, liebe Freunde des Theaters der Erfahrungen,

sehr herzlich bedanke ich mich dafür, dass Sie gekommen sind, mit uns 20 Jahre „Theater der Erfahrungen“ zu feiern und mit uns zusammen das Internationale Altentheaterfestival – diesen schönen, jahrelangen Traum – Wirklichkeit werden zu lassen. Zu danken ist einigen Personen, die dieses Festival zustande gebracht haben: allen Mitwirkenden vom „Theater der Erfahrungen“, allen voran Eva Bittner und Johanna Kaiser. Dann dem Kulturstadtrat Neukölln, vor allem Dorothea Kolland, und den Verantwortlichen und Mitarbeitern des Saalbaus, die das Theater seit Jahren nach Kräften unterstützen, und schließlich den Finanziers, vor allem dem Hauptstadtkulturfonds und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und vielen, die ich hier leider nicht alle anführen kann.

Das Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. steht in einer langen Tradition der Verbindung von sozialer und kultureller Arbeit, einer fruchtbaren Verknüpfung, die zu verstehen auch heute noch vielen schwerfällt – was ja nichts anderes heißt, als dass es noch viel zu tun gibt! Der Paritätische Wohlfahrtsverband ist sich dessen bewusst, dass neue Formen der Senioren- und generationenübergreifenden Arbeit sich nur schwer etablieren können. Deswegen wird er auch in Zukunft „Theater der Erfahrungen“ in seiner Pionierarbeit unterstützen, das darf ich heute im Namen der Vorsitzenden und des Geschäftsführers versichern.

Kulturelle Aktivitäten gelten in sozialen Einrichtungen nicht selten als überflüssiger Luxus. Dabei übersehen viele „Fachleute“ der sozialen

Arbeit und auch verantwortliche Politiker, dass in der heutigen Gesellschaft verlorengegangene Nähe und Wärme, zerstörte soziale und kulturelle Identitäten und eine vielfach fragmentarisch gewordene „soziale Heimat“ Menschen bewegen, nach zeitweiser oder dauerhafter Einbindung in neue Gemeinschaften zu suchen.

Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung lassen sich nicht nur aus materiellem Wohlstand begründen. Deshalb sind soziale Einrichtungen dann nicht mehr attraktiv, wenn sie nur „Fertiggerichte“ und leicht Bekömmliches anbieten. Die Organisationsformen und Handlungsstrukturen sozialer Einrichtungen sind heute also darauf auszurichten, jedem Beteiligung, eigene Gestaltung und über seine Betätigung Anerkennung zu ermöglichen.

Wir wollen Gelegenheiten schaffen für diejenigen, die sich treffen, bilden und kulturell betätigen, die ihre Kreativität entfalten und sich engagieren wollen. Kulturelle Aktivitäten haben dabei einen außerordentlichen sozialen Wert. Kulturarbeit ist aktive Beteiligung, eigene Gestaltung und Verwirklichung oder auch nur neugierige Teilhabe. Kulturarbeit ermöglicht die Darstellung von Ängsten, von Träumen, von Wünschen – sie ist Ausdruck wirklicher Lebensverhältnisse und ihre Sprache wird von allen verstanden. Kulturarbeit gibt subjektiven Bedürfnissen Raum, schafft kommunikative Strukturen, aktiviert soziale Kontakte und gestaltet soziales Leben. Kulturarbeit hält Geist und Körper jung und gesund, schafft Vertrautheit mit Dingen und Menschen und führt über erbrachte Leistungen zu Kompetenz und Selbstbewusstsein.

Kulturarbeit ist also die beste Sozialarbeit! Sie bringt unverdächtig und ohne großen Aufwand Menschen einander näher. Sie braucht keinen sozialarbeiterischen oder sozialintegrativen Hintergedanken. Die handelnden Personen bestimmen selbst über das Maß und über das Ziel. Als Sozialarbeiter oder „Sozialmanager“ müssen wir nur den Raum im doppelten Wortsinn dafür schaffen, allenfalls initiativ werden und die gewünschte Unterstützung leisten. Mit den Akteuren können wir uns dann an den Ergebnissen und über sie freuen – ohne sie unbedingt zu erwarten!

Diese Freude und jeden Erfolg wünsche ich diesem Fest.

# *Potentiale des Alters erkennen – ein überrückfälliger Paradigmenwechsel? (2005)*

*„Wir möchten dazu beitragen, dass sich in der Politik, in der Fachwelt und in der praktischen Arbeit ein Denken durchsetzt, das sich der Aktivierung, dem bürgerschaftlichen Engagement und dem Tatendrang der älteren Menschen verpflichtet fühlt“.*

*1. Wenn wir uns heute in Berlin umschauen und die Seniorenarbeit betrachten, so fällt es schwer, darin deutlich gesetzte fachliche oder politisch-strategische Gestaltungselemente zu entdecken.*

Zwar gibt es alle Anstrengungen, eine ausreichende Infrastruktur für pflegebedürftige, zumeist hochbetagte Menschen zu schaffen, die Entwicklung dringend benötigter neuer Wohn- und Pflegeformen bleibt aber eher der engagierten Initiative Einzelner und dem einen oder anderen Investor oder Vermieter überlassen. Dort, wo große Einheiten nicht gefragt sind, „lohnt“ es sich offensichtlich nicht, weder für die Betreiber noch für die Wohnungsbaugesellschaften noch für die politisch und fachlich-planerisch Verantwortlichen, zu investieren oder gestaltend tätig zu werden. Dabei wäre es so einfach:

Wählen wir zur anschaulichen Beschreibung ein kleines Dorf: Dort gibt es vielleicht in jeder zehnten Familie einen pflegebedürftigen Angehörigen. Unter großen Mühen und Anstrengungen organisiert jede der Familien für sich – mitunter auch unter Einschaltung eines Pflegedienstes – die hauswirtschaftliche und pflegerische Versorgung: morgens, mittags, abends. An sieben Tagen in der Woche, 365 Tage im Jahr. In dem Dorf wohnen 50 Familien, so dass wir von fünf pflegebedürftigen Menschen ausgehen können. Würden sich diese fünf Familien zusammenschließen und gemeinsam ein Haus oder eine große Wohnung im Dorf anmieten, dann könnten sie gemeinsam professionelle Pflegekräfte engagieren und eine Betreuung rund um die Uhr sicherstellen. Die Angehörigen

wären psychisch und physisch entlastet, das familiäre Stresspotential würde sich vermindern, und als Besucher in der Pflegewohnung wären sie eine willkommene Abwechslung. Die Pflegebedürftigen selbst wären zu keiner Zeit allein und fühlten sich sicher. Einige rüstige Senioren aus dem Dorf übernehmen für die Wohngemeinschaft zudem allerlei Aufgaben: Sie kaufen ein, lesen vor, übernehmen Spaziergänge und Ausflüge und sie sorgen dafür, dass auch die jüngere Generation einspringt und mithilft: bei Reparaturen, bei Renovierungen, beim Ein- und Auszug und auch bei manchem Pflegedienst. So könnte Pflege, gemeinsam organisiert, kostengünstig und menschlich gestaltet werden.

Nur auf dem Dorf? Nein, genauso kann es sich in der Stadt auch ereignen. Ersetzen wir das Dorf einfach durch den „Wohnblock“. Warum können unsere Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften nicht geeignete Wohnungen zur Verfügung stellen und sich zum Beispiel der Nachbarschaftszentren bedienen, um für ihre Mieter zu sorgen und vorzusorgen? Diese sind in der Lage, ehrenamtliches Engagement hierfür zu organisieren, und verfügen zum Teil auch über eigene ambulante Pflegedienste oder arbeiten mit befreundeten Diensten zusammen.

Warum ich das hier anführe? Weil ich damit sagen will, dass die Dinge, kleinräumig strukturiert, oft einfacher liegen, als sie sich „von oben“ betrachtet insgesamt ansehen. Bürgerschaftliches Engagement stellt sich zudem „wie von selbst“ ein, wenn Kreativität und Gestaltungswillen sich auch auf diese unspektakulären, nur scheinbar zu kleinteiligen Lösungen konzentrieren würden.

Also jedem Berliner Wohnblock bitte seine Pflegewohngemeinschaft! Ich frage mich seit langem, warum die Wohnungsbaugenossenschaften und -gesellschaften noch nicht auf diesen Dienst für ihre Mieter gekommen sind. Nicht einmal dann, wie ich persönlich feststellen musste, wenn ihnen die Organisation dafür abgenommen würde.

## *2. Beenden wir den Ausflug in die Pflege,*

nicht ohne anzumerken, dass ein großer Teil der Lösung der Pflegeprobleme gerade in der Nutzung der Potentiale des Alters liegt. Denn viele

unserer rüstigen alten Menschen sind bereit, sich zu engagieren, ob als gesetzlich bestellte Betreuer, als Mitarbeiter im Besuchs- oder Hospizdienst oder als den Alltag erleichternde Nachbarn von Pflegebedürftigen und selbstverständlich und vor allem auch als Angehörige.

Was also spricht dagegen, die rüstige, gut ausgebildete, zum guten Teil auch finanzkräftige und unternehmungslustige Generation der jungen Alten einzuladen und zu bitten, unsere drängender werdenden Probleme bei der Versorgung Pflegebedürftiger lösen zu helfen und damit das Versprechen zu geben bzw. zu erhalten, dass man eines Tages auch selbst eine entsprechende Hilfe erwarten kann und darf. Es gibt heute keinen Grund mehr dafür, Freiwilligen- und Zivildienste auf Jugendliche zu beschränken. Dass das Bundesfamilienministerium nun Modellprojekte startet, die ausdrücklich auch Erwachsene und die ältere Generation einladen, einen Freiwilligendienst „abzuleisten“, ist also durchaus zu begrüßen. In Berlin wird dieser Freiwilligendienst für Erwachsene vom Paritätischen Wohlfahrtsverband übrigens in Zusammenarbeit mit einigen Nachbarschaftszentren umgesetzt, deren Kompetenz zur Gewinnung und Förderung vielseitigen ehrenamtlichen Engagements bekanntermaßen außergewöhnlich hoch ist.

### *3. Versuchen wir eine Beschreibung der Seniorenarbeit in Berlin außerhalb der Pflege, so ist es außerordentlich schwer, Profiliertes darzustellen.*

Schauen wir uns die Infrastruktur an, so wissen wir, dass die zahlreichen bezirklichen Seniorentagesstätten eben nicht die zentralen Anlaufstellen für Angelegenheiten und Aktivitäten der Senioren in der Nachbarschaft oder im Stadtteil sind. Die bezirklichen Sozialkommissionen mit ihrem System des Besuchsdienstes anlässlich von runden Geburtstagen sind in der Öffentlichkeit kaum bekannt, und dass deren Mitgliedern Aufwandsentschädigung zusteht, aber anderen Besuchsdiensten nicht oder zu schlechteren Konditionen, ärgert diese und ist naturgemäß auch nur schwer zu verstehen. Mit den Sozialkommissionen von heute kümmert im Verborgenen vor sich hin, was, richtig bedacht und gelenkt, der Öffentlichkeit als positives Beispiel von Engagement im Alter dargestellt werden könnte. Bei manchem Sozialstadtrat wird man den Eindruck

nicht los, dass Seniorenarbeit für ihn noch immer „Kaffee und Kuchen“ und ein paar nette Worte zum Weihnachtsfest bedeuten. Jedenfalls habe ich nicht den Eindruck, dass Berlins Sozialstadträte ernsthaft und systematisch daran arbeiten, Senioren in großem Umfang und nachhaltig dafür zu gewinnen, aktiv an der Lösung unserer gesellschaftlichen Aufgaben mitzuwirken.

Selbsthilfe in der Altenarbeit, eine schon lange gebrauchte Begrifflichkeit für eine Gruppe von Initiativen, die sich vornehmlich in der 80er Jahren vorgenommen haben, eingefahrene Bahnen zu verlassen und die Dinge – sozusagen als Experten in eigener Sache – in die Hand zu nehmen. Dafür steht das Sozialwerk Berlin, dafür stehen bundesweit die Grauen Panther, dafür stehen Offensives Altern als Initiative für gemeinsames Wohnen im Alter oder auch Miteinander Wohnen e. V. und andere, die, bei allen Verdiensten, allerdings nie zu einer breiten Selbsthilfebewegung der Älteren geworden sind.

Nehmen wir als letztes Beispiel das Programm „Erfahrungswissen älterer Menschen nutzen“, ein Programm aus den 80er Jahren, aus dem interessante Projekte entstanden sind: das Werkhaus AntiRost, Stadtführer, Schreibwerkstätten, auch das „Theater der Erfahrungen“. Das Programm wollte die Fertigkeiten, Fähigkeiten und eben Erfahrungen alter Menschen für die Gesellschaft, für die Allgemeinheit nutzbar machen und setzte damit damals schon genau dort an, worüber wir heute wieder diskutieren: bei den Potentialen des Alters. Wie so vieles litt auch dieses Programm an den Eigenheiten kleiner Projekte, die sich nur ungern mit Partnern, beispielsweise den Stadtteilzentren, zusammentun und auf Dauer dann doch zu sehr von einzelnen Personen abhängig sind. Und es fehlte an der entschlossenen Steuerung der Politik, dieses Programm zum Standard der Berliner Seniorenarbeit zu entwickeln!

Schließlich noch ein Blick auf die Form der Altenarbeit, die im Verschwinden begriffen ist: Während in den Nachbarschaftszentren noch vor zwei Jahrzehnten festgefügte und straff geführte, auch selbstorganisierte Seniorengruppen in größerem Umfang existierten, haben sich diese heute weitgehend aufgelöst in Hobbygruppen, in Sport- und Bewegungsangebote, in interessenorientierte Freizeitaktivitäten – sehr häufig ehrenamtlich geführt oder gemeinschaftlich organisiert. Wie



selbstverständlich finden sich Senioren, das sind jedenfalls unsere Erfahrungen, auch in den „ganz normalen“ Kurs- und Gruppenangeboten für Erwachsene ein und ganz selbstverständlich sind sie auch überall dort zu finden, wo ehrenamtliches Engagement benötigt wird, und zwar ebenfalls nicht als eigene, altershomogene Gruppe, sondern als selbstverständlicher Bestandteil derjenigen, die sich für ein Ziel engagieren.

*4. So „verschwindet“ zwar eine Form, keinesfalls aber das Engagement, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann.*

So finden sich heute Senioren in den Kindertagesstätten, um dort vorzulesen und Märchen zu erzählen oder den Garten zu pflegen, sie sind im Jugendfreizeithaus als Schularbeitshelfer genauso wie im türkischen Frauenladen KIDÖB tätig oder im Treffpunkt für die arabischen Frauen und Mädchen „Al Nadi“, wo sie den Mädchen bei den Schularbeiten helfen und Konversationsgruppen leiten, um das Deutsch der Frauen zu verbessern.

Sie sitzen in Büros des Nachbarschaftsheim und setzen ihre beruflichen Fertigkeiten ein, unterstützen Demenzkranke und ihre Angehörigen im Rahmen des Besuchsdienstes oder sie wirken im ambulanten oder stationären Hospizdienst in der Hauswirtschaft mit, genauso wie sie das mitfühlende Gespräch mit sterbenden Menschen führen oder Angehörigen bei der Trauerbewältigung helfen. Ehrenamtliche übernehmen, gestützt auf ihr berufliches Können und ihre Lebenserfahrung, Betreuungen im Sinne des Betreuungsrechts und sie sind Schulpartner über das „Theater der Erfahrungen“ und verbringen Wochen des Jahres in Schulen.

*5. Was ich mir wünsche, ist eine breite Verständigung über die Ziele der Berliner Seniorenpolitik.*

Hierzu einige Vorschläge zu einem Paradigmenwechsel, den, wenn ich es richtig verstanden habe, auch die neuen Leitlinien des Senats in ähnlicher Weise einläuten.

- Sehen wir bitte in Zukunft zuerst die Potentiale des Alters und schaffen ein entsprechendes Bild alter Menschen in der Öffentlichkeit. Freuen wir uns darüber, dass wir diese Möglichkeiten haben, denn unsere Alten sind gesünder, aktiver, ausgebildeter und auch flexibler als frühere Altersgenerationen.
- Betrachten wir die ältere Generation auch als gesellschaftliches Potential zur Lösung unserer Probleme und bitten wir sie mitzuwirken. Sie werden uns diese Bitte nicht abschlagen, da sie ja mit dem Eintritt in das Rentenalter nicht ihren Austritt aus der Gesellschaft erklärt haben und bestimmt daran interessiert sind, sich für die Zukunft ihrer Kinder und Enkel zu engagieren.
- Verständigen wir uns also darauf, dass Erfahrungswissen, Kreativität und Innovationskraft der älteren Menschen genutzt werden können und dürfen, und laden wir die ältere Generation ein, ihre Kraft, ihr Potential, ihr Können dort einzusetzen, wo diese Personen dies gerne tun möchten. Sagen wir aber auch, wo wir sie brauchen und sie um ihre Hilfe bitten möchten. Seien wir uns sicher, dass sie unserer Einladung Folge leisten werden. Warum? Weil sie Gewinn für sich selber daraus ziehen können: Sie erhalten dafür sozialen Kontakt, Anerkennung, Zuwendung und die Gewissheit, etwas bewegen zu können oder bewegt zu haben. Auf diese Weise ist alten Menschen nicht nur die Rente „sicher“, sondern auch ein „Lebensgewinn“, wenngleich ersteres – damit niemand auf falsche Ideen kommt – damit auf keinen Fall ersetzt werden soll. Im Gegenteil, ein guter sozialer Standard ist die beste Voraussetzung für das gewünschte bürgerschaftliche Engagement.

*6. Hier noch einige praktische Anregungen, von denen hoffentlich bald einige Wirklichkeit werden.*

- Umgestaltung der Seniorenfreizeitstätten in sozial-kulturelle, generationenübergreifende Nachbarschaftszentren, in denen Talente und Potentiale sich entfalten können. Eine Voraussetzung hierfür ist die Übergabe dieser Einrichtungen an freie Träger und Initiativen.

- Schaffung einer sozialen Infrastruktur für bürgerschaftliches Engagement mit Anlaufstellen in allen Stadtteilen, mindestens aber Stadtbezirken. Bestens dafür geeignet sind Nachbarschaftszentren, die über eine breite Angebotsstruktur und über viel Wissen und Erfahrung im Umgang mit bürgerschaftlichem Engagement verfügen und ihrerseits an andere Träger vermitteln können.
- Schaffung dieser sozialen Infrastruktur bedeutet gleichzeitig Strukturierung und Ordnung der unüberschaubaren sozialen Landschaft: Konzentration auf das Wesentliche, auf Grundstrukturen, und die sollten dann flächendeckend und verbindlich diese Aufgabe übernehmen.
- Eine berlinweite Steuerung und Koordination dieser Aufgabe könnten die zentrale Koordinationsstelle für Selbsthilfe (SEKIS), der Treffpunkt Hilfsbereitschaft und der Verband für sozial-kulturelle Arbeit, der Dachverband der Nachbarschafts- und Stadtteilzentren, übernehmen. Sie sollten sich endlich zu einer kraftvollen Institution zusammenschließen, die die jeweils geringen Ressourcen bündelt.

### *7. Wo und wie können wir die Potentiale bürgerschaftlichen Engagements der älteren Generation nutzen?*

Natürlich in allen Feldern der Bildung, der Kultur, der Kommunikation, der sozialen Arbeit, der Pflege, der Kinder- und Jugendförderung und -hilfe. Dieses Potential kann und soll dazu beitragen,

- die Schulen zu öffnen und sie auch in die Verantwortung der Nachbarschaft zu „übergeben“: Lesepatzen, Musikunterricht, Theaterpädagogik, Sportarbeitsgemeinschaften, handwerkliche und technische Arbeitsgemeinschaften, Begleitung von Reisen und Ausflügen, Mitgestaltung Schularbeitshilfen, Freizeitgestaltung, Einzelbetreuung;
- die Arbeit der Kindertagesstätten zu verbessern durch: Vorlesen und Spracherziehung, Einzelbetreuung, Familienpatenschaften, Unterstützung von Kindern ausländischer Herkunft zum Erwerb der vollständigen Schulreife, Ausflugs- und Reisebegleitung, Gartengestaltung, Spielzeugaufbau und -reparatur;

- die Kinder- und Jugendfreizeitheime attraktiver zu gestalten durch: Schularbeitshilfen, Übernahme von Patenschaften in Krisen, Patenschaften für Familien als Integrationshilfe, Unterstützung von Arbeitsgemeinschaften und Hobbygruppen (ähnlich wie schon bei den Schulen benannt), Aufbau und Leitung von Küchen für die Essensversorgung von Schulkindern nach der Schule, Mitarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung von Projektwochen und Ferienprogrammen, Reise- und Ausflugsbegleitung und -vorbereitung, Kultur- und Bildungsangebote, Bewerbungstraining und Bewerbungspatenschaften, Aufbau und Führen von Kontakten zu Betrieben;
- die Nachbarschafts-, Stadtteil und sozial-kulturellen Zentren zu unterstützen durch: Mitwirkung in der Büroarbeit, Übernahme von Veranstaltungs- und Telefonservice, Gestaltung und Durchführung jeglicher Programmangebote, Besuchs- und Abholdienste, Entwicklung von Kultur- und Bildungsangeboten, Öffentlichkeitsarbeit, Spendenwerbung und alles, was Bürger selbst in die Hand nehmen wollen, bis hin zur Gestaltung des öffentlichen Raumes oder der Übernahme von Patenschaften für einzelne Personen, Gruppen oder Projekte, etwa für Immigranten oder für ausländische Studenten, denen manche Unterstützung die Integration oder das Zurechtfinden erleichtern könnte.

Es gibt eine Vielzahl von weiteren Aufgaben, die ausgebaut und entwickelt werden können:

- Nehmen wir die Hospizdienste, die Betreuungsvereine, die Unterstützung pflegender Angehöriger, den Auf- und Ausbau sozialer ehrenamtlicher Infrastruktur für Pflegebedürftige, egal ob sie in der eigenen Wohnung leben, in einer Wohngemeinschaft für Demenzkranke, die Tagespflege besuchen oder sich im Pflegeheim oder Krankenhaus aufhalten – alle Aufgaben können entwickelt oder weiterentwickelt werden, wenn dafür die Möglichkeiten und Gelegenheiten geschaffen werden.
- Wir müssen den auch sehr alt gewordenen Menschen mehr denn je die Möglichkeit bieten, in der eigenen Wohnung zu leben. Wir Nachbarschaftszentren sind beispielsweise dazu bereit, unser Können und

Wissen vom Aufbau und der Gestaltung freiwilliger und ehrenamtlicher Dienste Vermietern, Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften zur Verfügung zu stellen und dafür Sorge zu tragen, dass in den Wohnsiedlungen und -blocks Verantwortung übernehmende Nachbarn helfen, dies zu ermöglichen, wenn sie ihrerseits dazu beitragen, uns die Kosten dafür zu erstatten. Wir sind auch dazu bereit, in Seniorenwohnhäusern eine verlässliche Struktur ehrenamtlicher Arbeit aufzubauen.

Alle diese Beispiele zeigen, welche Potentiale bürgerschaftlichen Engagements diese Gesellschaft benötigt, und zwar ohne Abbau und sogar trotz Ausbau professioneller Dienste, aber auch welche Potentiale geweckt und erschlossen werden können.

Die Sehnsucht und Erfüllung der alten Menschen liegt nicht nur beim sonnigen Aufenthalt auf der Urlaubsinsel, sie liegt auch in der guten, eingebundenen Nachbarschaft und in dem Wissen, gebraucht zu werden und ihre Lebenserfahrung, ihr Können, ihr Mitgefühl zur Verfügung stellen zu dürfen und eine Antwort auf die Frage nach dem eigenen Lebenssinn zu bekommen. Vielleicht sogar darf und kann manche Person in diesem Lebensalter endlich das tun, was sie sich schon immer gerne erfüllt hätte. Bieten wir die Möglichkeiten hierfür, schaffen wir die Chancen, das Potential ist vorhanden.

*Aus: Rundbrief 1.2005, Verband für sozial-kulturelle Arbeit e. V., Dokumentation vom Fachtag im Roten Rathaus am 20.4.2005*

## *Wie aus dem Lehrbuch (2008)*

*Zur Gewinnung von Ehrenamtlichen und für die Zusammenarbeit mit den hauptamtlichen Mitarbeitern bedarf es eines abgestimmten Unternehmenskonzeptes. Wie das in der Praxis aussehen kann, zeigt das Haus Aja Textor-Goethe in Frankfurt am Main, das in der Ausgabe 8/2008 vorgestellt wird. Das Haus Aja Textor-Goethe hat 2008 den Altenhilfepreis für sein Programm zum Aufbau eines stadtteilbezogenen Netzwerkes Freiwilliger erhalten. Dazu eine Meinung von Georg Zinner:*

### *Wie aus dem Lehrbuch*

Ja, genauso geht es. Ein Alten- und Pflegeheim wird durch ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (bitte nicht Helfer und Helferinnen) zum Treffpunkt und Erlebnisort im Stadtteil. Die Investition in den Aufbau eines dauerhaften Freiwilligenengagements mit lokaler Orientierung, die systematische Gewinnung durch Öffentlichkeitsarbeit, die Begleitung und Unterstützung, wenn nötig Qualifizierung der Ehrenamtlichen, die verlässliche und qualifizierte Bezugsperson, sind Grundvoraussetzungen für den Erfolg. Die Berücksichtigung der Neigungen und Fähigkeiten der Freiwilligen und die Haltung, sich auf ihre Wünsche einzulassen, sie nicht den vermeintlichen Organisationsinteressen zu unterwerfen, sind weitere Pluspunkte. Auf Dauer erfolgreich ist die „Integration“ der Freiwilligen im Alten- und Pflegeheim aber nur dann, wenn die professionellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit diesen in jeder Situation umzugehen wissen und Angst sie nicht blockiert. Jenseits bürokratischer Bemühungen und glänzender Zertifikate entstehen so in einem Heim wie von selbst Pflege- und Lebensqualität, Transparenz und Öffnung. Besser geht's nicht: Mit den Freiwilligen ist die Öffentlichkeit im Haus.

*Aus: SOZIALwirtschaft aktuell, Infodienst für das Management in der Sozialwirtschaft, Ausgabe 8/2008*

## *(K)eine Altenarbeit bitte (2009)*

In unserer Gesellschaft ist es schwer, irgendeiner Gruppe anzugehören, die nicht der Gefahr unterliegt, von sozialer Arbeit beglückt zu werden. Dabei ist es für die allermeisten Bürger eher selbstverständlich, keine Erwartungshaltungen in Richtung sozialarbeiterische Dienste zu pflegen, und diejenigen, die sozialer Arbeit bedürfen, sind nicht selten unglücklich über unerfüllte Erwartungen. Eine vertrackte Situation? Mitnichten dann, wenn mit der „fürsorglichen Belagerung“ dort aufgehört wird, wo niemand sie wünscht oder benötigt, man sich auf Notsituationen konzentriert und dann aber auch wirksam hilft!

Noch nie in unserer Geschichte sind so viele gut gebildete und rüstige Menschen im Alter um die 60 Jahre in den Ruhestand getreten, die sich zudem in der Regel darüber freuen können, dass sie in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen leben. Natürlich sind diese Bürger/innen unseres Landes in dem Moment, in dem sie das Rentenalter erreichen, nicht plötzlich hilfsbedürftig. Im Gegenteil, viele von ihnen möchten ihre Fähigkeiten, ihre Erfahrungen, ihr im Berufsleben erworbenes Wissen gerne – im selbstbestimmten Umfang und in ausgewählten Interessensgebieten – weiter nutzen und der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. Und natürlich wünschen sie sich, beruflicher Sphären verlustig, sozialen Kontakt, Gemeinschaft und Geselligkeit und selbstverständlich auch Verantwortung und die Freude daran, anerkannt zu werden und Nutzen zu stiften.

Dieses Potential der jungen Alten nicht „links liegen zu lassen“, ihre Anliegen ernst zu nehmen, Gelegenheiten für sie zu schaffen und mit ihnen gemeinsam zu entwickeln, also „angebotsorientiert“ zu wirken, das ist eine Aufgabe, der sich soziale Arbeit leider immer noch eher nur ausnahmsweise stellt. Umso wichtiger ist hier ein ressourcen- und damit praxisorientiertes Ausbildungskonzept.

Wer genau hinschaut, wird schnell erkennen, dass bürgerschaftliches und ehrenamtliches Engagement innovatives Potential in sich bergen. Menschen werden dann aktiv, wenn sie spüren, dass etwas aus dem Gleichgewicht geraten ist, dass die Stimmigkeit eines Systems verlorengegangen ist und dass Einsatz und Engagement erforderlich sind, um Gleichgewicht und Stimmigkeit wiederherzustellen. Ehrenamtliches und bürgerschaftliches Engagement sind Garanten gesellschaftlicher Entwicklung und Erneuerung. Soziale Arbeit, Professionen und Institutionen, die das nicht erkennen, verzichten freiwillig auf ihre Erneuerung, langfristig sogar auf ihre Existenz.

So gesehen sollten, müssen Hochschulen und Fachhochschulen, ja alle Ausbildungsinstitutionen für soziale, pädagogische und kulturelle Berufe darüber nachdenken, ob sie ihre Fachlichkeit und Professionalität nicht schnellstens um die Kompetenz erweitern müssen, die zur Zusammenarbeit mit engagierten Bürgern befähigt. Das zweisemestrige Theaterprojekt, in dem gemeinsam geübt, gespielt und ein Ergebnis erarbeitet wurde, macht einen Schritt in diese Richtung. Studenten und Studentinnen werden sensibel für Kompetenzen von Alten, partizipieren an ihnen und werden sich hoffentlich als frischgebackene Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen daran erinnern, dass hier nicht nur „zu beglückende Klienten“, sondern spannende Ressourcen zu finden sind. Und auch daran, dass es doch klug sein könnte, die eigenen Institutionen zu öffnen und daran zu gehen, interessierte Bürger einzuladen, Ausbildung mitzugestalten und Auszubildende zu begleiten.

Schon deshalb, damit Altenarbeit nicht mehr als Altenarbeit daherkommen muss.

*Aus: Theater der Erfahrungen (Hrsg.): Theater macht (Hoch-)Schule.  
Berlin: 2. Aufl., November 2013*



# Community Care – alt werden in der Nachbarschaft

Überblicksvortrag im Forum 16: Kommunales Quartiersmanagement und  
Netzwerkbildung, „Der Demografiekongress“ am 4./5.9.2013 in Berlin

## 1. Einleitung

Genau genommen fängt Älterwerden ja schon mit der Geburt an. Mit dem Start ins Leben beginnt die familiäre Netzwerkbildung, die Hoffnung darauf, eine Lebensgemeinschaft zu bilden, die in jeder Lebenssituation lebenslang trägt und sorgt. Nun wissen wir, dass Familien heutzutage ein fragiles Gebilde darstellen und unsere Gesellschaft deshalb stützende und begleitende Strukturen und Systeme dafür bilden muss, dass Familien ihre Alltagsanforderungen möglichst sicher bewältigen können. Falls Familien das nicht mehr gewährleisten können, müssen diese Systeme und Strukturen wirksam angepasst und zeitnah zur Verfügung stehen, zeitweise oder auch dauerhaft.

Wir haben als Gesellschaft hierfür eine breite Infrastruktur aufgebaut, zu der unter anderem Kindertagesstätten, Ganztagschulen, Familien- und Erziehungshilfen, Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen und natürlich unser Gesundheits- und Pflegesystem gehören. Wir brauchen aber auch funktionierende Nachbarschaften, Dorfgemeinschaften, kirchliche Gemeinden, Verwandtschaftsbeziehungen und die vielen Gemeinschaften, denen wir uns in wechselnden Lebenssituationen zuordnen und denen wir uns nach Interessen und Bedürfnis anschließen.

Wir wissen, dass es in unserer Gesellschaft die *eine* stabile Gemeinschaft, in die man hineingeboren und in der man aufgewachsen ist, nicht mehr gibt. Umso mehr brauchen wir Orte und Institutionen und Instrumente, die Gemeinschaft „produzieren“ und ermöglichen und vor allem auch solche, die nicht in erster Linie als „Ersatz“ empfunden werden, sondern als zeitgemäß und attraktiv gelten. Das ist nur zu erreichen, wenn diese

Gemeinschaften von denen, die sie nutzen, in hohem Maße selbst gestaltet werden können.

Hier kommen die Nachbarschaftsheime, Stadtteilzentren, Bürgerhäuser, Mehrgenerationenhäuser, wie immer sie auch genannt werden, ins Spiel. Also Orte der Gemeinschaftsbildung mit sozialer Kompetenz, lokaler Orientierung und dem Zusammenwirken von professioneller Dienstleistung und bürgerschaftlichem Engagement.

An dieser Stelle muss ich wohl auch einige Worte zu ihren Prinzipien und ihrer Arbeitsweise sagen. Denn anders als etwa in den angelsächsischen oder in einigen unserer Nachbarländer sind sie in Deutschland nicht oder noch nicht selbstverständlicher Bestandteil unserer sozialen Infrastruktur. Zunächst soll ein ihre Arbeitsweise illustrierendes Beispiel helfen, das ich sozusagen aus aktuellem Anlass präsentieren kann.

Vor knapp einer Woche hat unsere Familienbildung ihr 20-jähriges Bestehen gefeiert. Eine Mutter hat bei der Festveranstaltung berichtet, was ihr dieses Angebot bedeutet hat. Das Beispiel unterstreicht, was ich eingangs erwähnt habe: dass Altwerden und die Vorbereitung darauf mit der Geburt beginnt. Diese Mutter hat also zunächst den im Rahmen der Familienbildung angebotenen Geburtsvorbereitungskurs besucht. Als ihr Kind geboren war, bildete sie mit den anderen Müttern aus dem Kurs eine „Mütter-Kinder-Gruppe“, buchte mit diesen weitere Kursangebote: Rückbildungsgymnastik, musikalische Früherziehung, PEKiP-Kurse, das Übliche. Die Eltern beschäftigten sich in der Gruppe mit Erziehungsfragen, buchten Kindertagesstättenplätze in unseren Kitas, besuchten die Veranstaltungen zur Vorbereitung auf den Übergang in die Grundschule und verlangten, dass die Schulen das Nachbarschaftsheim als Träger ihrer Ganztagsbetreuung auswählten. Mit anderen Worten, das Nachbarschaftsheim war diesen Familien Partner in der Erziehung der Kinder. Ganz sicher besuchten diese Kinder auch unsere Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen.

Heute, die ersten Kinder sind inzwischen 20 Jahre alt, treffen sich die Eltern und Kinder aus dem Geburtsvorbereitungskurs von damals noch immer. Sie haben also ein Netzwerk gebildet, das schon zwei Jahrzehnte hält und das sogar Ortswechsel quer über die Republik überstanden

hat. Gemeinsame Reisen, gegenseitige Besuche, Jahrestreffen halten die Gemeinschaft zusammen und auch die Kinder, die Freundschaften fürs Leben geschlossen haben.

Das ist – im optimalen Fall – der Erfolg der Arbeitsweise eines Nachbarschaftsheim: ein kleines, insgesamt gesehen fast beiläufiges Angebot trägt über lange Jahre, möglicherweise lebenslang. Warum? Weil – Ausgangspunkt ein professionelles Angebot – die Selbstorganisation ermöglicht und gefördert und in gewisser Weise auch erwartet wird. Weil wir zugänglich sind für die Erwartungen und Bedürfnisse, die in verschiedenen Lebensphasen von Eltern und Kindern an uns herangetragen werden. Möglicherweise haben einzelne dieser Familien noch andere Angebote genutzt, z. B. die Familienpflege, weil ein Elternteil erkrankte und die Kinder versorgt werden mussten. Im besseren Falle konnte auf das Angebot der Familienpflege verzichtet werden, weil sich die Familien gegenseitig unterstützten, oder die gegenseitige Unterstützung ergänzte das begrenzte professionelle Familienpflegeangebot.

Sie können dieses Beispiel auf zahlreiche andere Gruppen, die sich bei uns oder in den rund 40 anderen Berliner Nachbarschaftszentren treffen, übertragen: auf die Seniorengruppe, die sich um ihr erstes demenzkrankes Mitglied liebevoll kümmert; die Selbsthilfegruppe, die, aufmerksam für das Problem eines jeden Mitglieds, Sicherheit in einer schwierigen Lebenssituation vermittelt; oder die sieben Gruppen der ehrenamtlichen Singepaten, jeweils aus rund 10 Senioren bestehend, die Woche für Woche in „ihre“ Kindertagesstätten zum gemeinsamen Singen gehen und Freundschaft mit den Kindern, Erziehern und den Eltern schließen und für die die Kita in der Nachbarschaft durch ihre Aktivität ein vertrauter, nachbarschaftlicher Ort wird, ihre Seniorentagesstätte sozusagen.

Diese Beispiele sollen ausdrücken, wovon ich persönlich überzeugt bin: dass niemand in unserer Gesellschaft zum gemeinschaftsfähigen, bürgerschaftlich engagierten Menschen gemacht werden muss. Vielmehr ist es so, dass unsere Institutionen sich so organisieren müssen, dass sie zugänglich und offen für Engagement- und Mitgestaltungswünsche der Bürger sind und sie sich der Angebote, die ihnen aus der Nachbarschaft gemacht werden, annehmen. Nicht der oder die Bürger müssen aufgefordert werden, sich mehr zu engagieren. Nein, die Institutionen,

die Einrichtungen müssen sich dafür öffnen. Jedenfalls, so ist meine Erfahrung, entstehen dann die Netzwerke der gegenseitigen Aufmerksamkeit und neue Gemeinschaften fast wie von selbst. Dazu braucht es auch nicht unbedingt ein Stadtteilzentrum, das kann jede soziale Einrichtung und jeder soziale Dienst!

## *2. Nachbarschaftszentren sind also Orte der Gemeinschaft, aber auch Dienstleistungs- und Kompetenzzentren*

Sie zeichnen sich durch einige Grundsätze und Prinzipien aus, die ich, ich habe es ja versprochen, an dieser Stelle kurz skizzieren möchte:

- Nachbarschaftszentren verstehen sich als Bürgerinitiative und bürger-nah gestaltete soziale Dienste und Einrichtungen: Sie sind Netzwerk und Plattform für soziales und kulturelles Engagement im Stadtteil und sie sind Anbieter von sozialen und gesundheitlichen Dienstleistungen.
- Nachbarschaftszentren sind Träger von Einrichtungen: Selbsthilfetreffpunkte, Seniorenfreizeiteinrichtungen, Familientreffpunkte, Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, Schülerclubs und Schulstationen, Kindertagesstätten, Sozialstationen, Integrationsprojekte, Betreuungsvereine, Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekte u. a. m.
- Nachbarschaftszentren sind sensibel für Probleme: Sie leisten Beratungs- und Unterstützungsarbeit, beispielsweise in Bildungs- und Erziehungsfragen, in sozialrechtlichen Angelegenheiten, bei der Integration von Bürgern ausländischer Herkunft, und tragen dazu bei, das soziale und gesundheitliche Wohlbefinden der Bevölkerung und den sozialen Ausgleich im Stadtteil zu fördern.
- Nachbarschaftszentren fördern die Selbsthilfe und Selbstorganisation der Bürger: Sie schaffen Möglichkeiten der Kommunikation, der Beteiligung und des Handelns. Sie begleiten und unterstützen Personen, Gruppen, Initiativen und ermöglichen ehrenamtliche (freiwillige) Mitarbeit und bürgerschaftliches Engagement im Wohngebiet und in den Einrichtungen.

- Nachbarschaftszentren sind Orte der Kultur und Kommunikation: Sie fördern und wecken die kreativen Potentiale von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Senioren und ermutigen zu eigenen Aktivitäten. Die Stadtteilkulturarbeit der Nachbarschaftszentren gibt subjektiven Bedürfnissen Raum, schafft kommunikative Strukturen und aktiviert soziales Leben. Kulturarbeit hat eine zentrale Funktion als Katalysator für aktive Beteiligung, eigene Gestaltung und Verwirklichung.
- Nachbarschaftszentren arbeiten bürgernah, öffentlich und transparent: Die Angebote der Nachbarschaftszentren stehen allen Bürgern offen und sind nicht an Mitgliedschaften, beispielsweise im Verein, gebunden. Die Einrichtungen haben bürgerfreundliche Öffnungszeiten. Ansprechpartner und Verantwortliche werden öffentlich benannt. Nachbarschaftszentren publizieren ihre Angebote regelmäßig (Programmhefte, Flyer, Internet, Presse etc.). Einrichtungen und Räumlichkeiten sind freundlich gestaltet und strahlen eine wohlthuende Atmosphäre aus.
- Nachbarschaftszentren suchen die Zusammenarbeit: mit den Bürgern, mit der Verwaltung, mit öffentlichen Einrichtungen, mit anderen Trägern sozialer Arbeit, mit Schulen, mit Kirchengemeinden, mit Bürgerinitiativen, Wohnungsbaugesellschaften, Geschäftsleuten und Firmen, mit den politisch Verantwortlichen und mit den Parteien, kurz: mit allen, die für ein Gemeinwesen Verantwortung tragen oder in einem Gemeinwesen aktiv sind.
- Nachbarschaftszentren sind Partner und Brückenbauer, Vermittler zwischen Generationen, Kulturen und Institutionen: Nachbarschaftszentren sind besonders dafür geeignet, Problemen der gesellschaftlichen Individualisierung, der Entfremdung und Zukunftsängsten zu begegnen. Ihre Dienste und Einrichtungen arbeiten bürgernah, flexibel, kostengünstig und effektiv. Sie sind in der Lage, schnell und mit zeitgemäßen Mitteln auf Veränderungen im Gemeinwesen zu reagieren, und sind so in den letzten Jahren zu immer wichtigeren Partnern für die Bürger, die Politik und die Verwaltung bei der Lösung von Problemen geworden. Ihre Stärke beziehen sie letztendlich aus dem Engagement der Bürger, die ihre Einrichtungen im Stadtteil über den jeweiligen Trägerverein oder als engagierte Nutzer mitgestalten können.

### *3. Community Care – das Netzwerk für das Alter des Nachbarschaftsheims Schöneberg*

Wir möchten alle möglichst gesund alt werden. Wir möchten unsere sozialen Kontakte auch im Alter erhalten und pflegen. Das Nachbarschaftsheim Schöneberg hat dafür alle Voraussetzungen im Stadtteil geschaffen:

- Unsere Angebote und Treffpunkte sind offen für alle, mit uns und bei uns kann Freizeit sinnvoll gestaltet und Gemeinschaft erlebt werden.
- Jeder kann Teil einer der zahlreichen Gruppen (Selbsthilfe, Sport, Kultur, Freizeit, Bewegung, Gesundheit) werden oder eigene Gruppen ins Leben rufen.
- Es gibt zahlreiche Möglichkeiten und Formen der ehrenamtlichen Mitarbeit (als Betreuer, im Besuchsdienst, als Singepate, beim Kulturcafé oder beim „Theater der Erfahrungen“, als Handwerker, als Schularbeitshelfer, als Programmgestalter, als Gruppenleiter etc.).

Aktiv und in der Gemeinschaft erhalten sich unsere Besucher also am ehesten ihre Gesundheit. Benötigen sie Hilfe, werden sie pflegebedürftig, dann hilft ihnen ihre gewählte Gemeinschaft und darüber hinaus ein entwickeltes System der Beratung, Begleitung und Unterstützung, das auf zwei Säulen fußt – den professionellen Angeboten im Rahmen eines abgestuften Pflegenetzwerkes und einem begleitenden und entwickelten System ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen, das im Laufe von mehr als 25 Jahren Schritt für Schritt aufgebaut wurde:

- die ambulante Pflege in Form von Sozialstationen an zwei Standorten mit jeweils eigenen Fachschwerpunkten palliative Pflege (SAPV), gerontopsychiatrische Pflege,
- die ambulante Familienpflege,
- die Pflege in vier Wohngemeinschaften für Demenzzranke, die alle in der Nachbarschaft liegen,
- die Tagespflege mit 18 Plätzen,
- der ambulante Hospizdienst (mit ca. 70 Ehrenamtlichen) – er geht übrigens auch in umliegende Pflegeheime,
- das stationäre Hospiz mit 16 Plätzen (mit ca. 30 Ehrenamtlichen),
- der Besuchsdienst für Alte und Pflegebedürftige (mit 60 Ehrenamtlichen),

- der Besuchsdienst für Demenzkranke (mit 70 Ehrenamtlichen und 90 Betreuten).
- Wellcome, ein Projekt, das junge Mütter in der ersten Phase nach der Geburt ehrenamtlich unterstützt, ergänzt von ehrenamtlichen Großelternpaten, die Familien über längere Zeit begleiten.
- Daneben gibt es Angehörigentreffen von Pflegebedürftigen, Tanzcafés für Demenzkranke, eine Theatergruppe, bestehend aus theaterinteressierten Senioren und Demenzkranken,
- eine „Kontaktstelle Pflegeengagement“, Anlaufstelle für pflegende Angehörige mit Unterstützungsbedarf, mit Gesprächs- und Selbsthilfegruppen, Wohlfühlangeboten und dem Angebot ehrenamtlicher Unterstützung
- und schließlich noch – in Zusammenarbeit mit der Stiftung Leben in Berlin – ein „Gemeinschaftshaus“ mit dem Tagespflegeangebot des Nachbarschaftsheims, einer Wohngemeinschaft für Demenzkranke, einer Wohngemeinschaft von Pflegebedürftigen und einer Seniorenwohngemeinschaft, eingebunden in eine Nachbarschaft und z. B. die Zusammenarbeit mit benachbarten Kindertagesstätten pflegend.
- Einige unserer Kindertagesstätten gehen regelmäßig in Seniorenwohnhäuser und Pflegeheime bzw. in Seniorentagesstätten, um Begegnungen zwischen Alt und Jung zu schaffen und den jeweiligen Alltag zu bereichern.
- Im weiteren Sinn zählen auch die Betreuungsvereine des Nachbarschaftsheims mit mehr als 700 ehrenamtlichen, gerichtlich bestellten Betreuern zu diesem System des Netzwerkes Community Care.

Und nicht zuletzt

- die Zusammenarbeit mit Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften: bei der Bildung von Pflegewohngemeinschaften, bei der Betreuung von Seniorenwohnhäusern, beim Aufbau und der Begleitung ehrenamtlichen Engagements in Wohnsiedlungen und bei der Betreuung von mehreren Nachbarschafts- und Freizeittreffs der Wohnungsunternehmen und der Beratung in Fragen von Pflegebedürftigkeit und Wohnraumanpassung. Hier geht es sehr stark um die Etablierung funktionierender Nachbarschaften mit dem Ziel, dass Menschen so lange wie nur irgend möglich in ihrer Wohnung bleiben können – durch professionelle Hilfe, aber vor allem durch die Bereitschaft zur

nachbarschaftlichen Hilfe, die natürlich dann besonders gut funktioniert, wenn man sich vorher kennen- und schätzen gelernt hat. Es geht hier also um die Stärkung von Nachbarschaften.

Voraussetzungen für dieses sichere Netz sind das professionelle System und die abgestuften Einrichtungen, die allerdings sehr starken gesetzlichen Reglements und Leistungsvereinbarungen unterliegen, und das begleitende System der ehrenamtlichen Unterstützung, das vor allem deswegen gut funktioniert, weil die Abstimmung innerhalb eines einzigen Trägers sehr leicht möglich ist und weil die ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen professionell begleitet werden: ausgebildet oder geschult, fortgebildet, zum Austausch eingeladen stehen sie im Fokus dafür angestellter Mitarbeiter/innen. Zudem wurde für unsere Ehrenamtlichen eine ausgeprägte Anerkennungskultur aufgebaut, ohne Aufdringlichkeit, aber wahrnehmbar für jeden bei uns Engagierten.

Im Grunde ist es ein sehr einfaches System: Wir schaffen tausenderlei Möglichkeiten für Gemeinschaft und für Engagement. Daraus entsteht, ebenfalls tausendfach, Glück. Es ist eine schöne Aufgabe, Glück und Gemeinschaft zu „produzieren“. Diese Möglichkeit steht jeder sozialen Einrichtung offen. Sobald sie damit beginnt, entstehen die Netzwerke, von denen wir auf leidlich bekannten „Netzwerktreffen“ dauernd reden, wie von selbst.

Sie entstehen übrigens auch ohne uns Profis, das ist ein großer Trost! Aber mit uns tun sie sich leichter. Darin liegt unsere Aufgabe und in gewisser Weise auch unsere Zukunft.



# *Es ist gut gegangen*

## *10 Jahre Hospiz Schöneberg-Steglitz (2014)*

Die Entscheidung kostete mich einige schlaflose Nächte. Die Verantwortung drückte. Kann das Nachbarschaftsheim dieses Vorhaben wirklich stemmen? Was passiert, wenn sich das Hospiz nicht wirtschaftlich führen lässt? Gibt es für diesen Fall eine für uns realisierbare Nutzungsalternative? Darf ich dem Vorstand die Zustimmung abringen oder mute ich dem Verein ein zu hohes Risiko zu?

Andererseits, diese engagierte Gruppe von ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern/-innen der Ambulanten Hospizpflege, die dieses Ziel eines stationären Hospizes mit Überzeugung und Engagement verfolgen. Darf ich sie zurückweisen, enttäuschen? Sie lebt für diese Idee, und eine andere Gruppe mit ähnlichem Hintergrund hat in Neukölln gerade ein Hospiz eröffnet. Wenn so eine kleine Initiative es schafft, dann müssten wir als Nachbarschaftsheim mit unserer reichen Pflegeerfahrung und unserem betriebswirtschaftlichem Können es doch auch können, oder?

Zwar beschäftigte das Nachbarschaftsheim um das Jahr 2000 schon knapp 300 Beschäftigte und machte gut sechs Millionen Euro Jahresumsatz. Der weitaus größte Anteil wurde von der Ambulanten Pflege erwirtschaftet, und da wurden die Bedingungen durch Konkurrenz und miserable Leistungsentgelte gerade immer prekärer. Gemessen an den heutigen Voraussetzungen mit rund 1000 Beschäftigten und rund 35 Millionen Euro Jahresumsatz, war das Vorhaben Hospiz damals vor allem von der Zuversicht getragen, dass wir auch in den Jahren zuvor erfolgreich Projekte aufgebaut hatten. Die Zuversicht speiste sich vor allem aus dem Engagement und der Kompetenz des Personals: der Ehrenamtlichen und der Hauptamtlichen. Darauf hat letztlich auch der Vorstand gesetzt und durch sein „grünes Licht“ sein Vertrauen ausgedrückt.

Heute wissen wir, es ist gut gegangen, es ist sogar sehr gut gelaufen. Alle Erwartungen wurden übertroffen. Das Hospiz war vom Tag seiner Eröff-

nung an bis heute immer voll belegt. Selten kamen so schnell so positive Rückmeldungen über die hervorragende Betreuung der Gäste und die große Zahl der Spender, und die Höhe der Spenden trug dazu bei, dass die befürchteten und gerade auch von Fachleuten prognostizierten roten Zahlen nicht Wirklichkeit wurden. Erleichterung also und auch Stolz auf allen Ebenen!

Die Geschichte unseres Hospizes in der Steglitzer Kantstraße hat auch eine Vorgeschichte. Ursprünglich war geplant, dieses Hospiz mit dem benachbarten Auguste-Viktoria-Krankenhaus (AVK) zu realisieren. Das damals bezirkseigene Krankenhaus hatte leerstehende Räumlichkeiten. Umbaupläne wurden geschmiedet. Kostenschätzungen erstellt und Investitionsmittel beim Land Berlin beantragt und auch in den Haushalt des Landes Berlin eingestellt, erstmals im Jahr 1999. Dann kam eine „Haushaltssperre“. Die Gelder konnten nicht abgerufen werden. 2001 standen die Mittel wieder zur Verfügung. Inzwischen gehörte das AVK aber nicht mehr dem Bezirk, sondern war Teil der Vivantes GmbH, eines landeseigenen Krankenhausbetriebes geworden. Und Vivantes beschäftigte sich erstmal mit sich selbst – es gab einfach keine entscheidungsbereiten Ansprechpartner mehr. Warten mit einem unbestimmten Ausgang? Das wollten wir nicht mehr. Also machten wir uns auf die Suche nach einem geeigneten Haus (in Berlin immer eine undankbare Aufgabe, in der ich im Laufe der Jahre viel Routine erworben hatte) und wurden fündig. Wie so oft half der Zufall nach. Das Haus in der Steglitzer Kantstraße stand leer, einige Jahre schon, wie mir bekannt war, und ein Käufer fand sich nicht. Persönlich kannte ich das Gebäude und auch die Eigentümergesellschaft sehr gut: Fast zwei Jahre lang war in dem Haus mein Dialysezentrum, das ich dreimal in der Woche aufsuchte – bis zum Zeitpunkt meiner zweiten Nierentransplantation, die mir bis heute ein Leben ohne Dialyse ermöglicht.

Vor allem die Mitarbeiter/innen des Dialysezentrums fanden den neuen Bestimmungszweck des Hauses sehr erfreulich. Es sollte wieder, wie immer schon in seiner Geschichte, gesundheitlichen bzw. pflegerischen Zwecken dienen.

Jetzt ging es „nur“ noch um das Geld. 600 000 Euro kostete der Hauskauf. Die Umbaukosten waren mit 800 000 Euro veranschlagt und die Ausstat-

tung mit weiteren 150 000 Euro. Zusammen also 1 550 000 Euro waren aufzubringen. Am Ende wurde es deutlich teurer. Das Haus stand lange leer. Die Auflagen der Ämter für ein stationäres Hospiz waren gestiegen. Am Ende lagen die Gesamtkosten bei 2,3 Millionen Euro.

Eigenmittel des Nachbarschaftsheims und ein Kredit der Bank für Sozialwirtschaft standen zur Verfügung. Die Investitionsmittel des Landes Berlin gab es nicht mehr. Wir brauchten Geldgeber und wir haben sie gefunden: Die Stiftung Deutsches Hilfswerk (Glücksspirale) half mit 500 000 Euro, die Deutsche Krebshilfe mit 300 000 Euro. Die Bank für Sozialwirtschaft stellte ein zinsgünstiges Darlehen zur Verfügung. Dann konnten wir auch noch EU-Fördermittel und Landesmittel erhalten, weil wir den Umbau mit Energiesparmaßnahmen verbanden – immerhin weitere 110 000 Euro. Auch die Deutsche Hospizstiftung stellte uns eine – eher symbolische – finanzielle Hilfe zur Verfügung. Nicht vergessen werden darf, dass die Haushandwerker des Nachbarschaftsheims in großem Umfang Eigenleistungen erbrachten.

Heute ist das Haus schuldenfrei. Inzwischen sind immer wieder kleinere Investitionen erforderlich. Da ist es sehr erfreulich, dass der Förderverein immer wieder finanziell aushilft.

Vom Kauf bis zur Eröffnung vergingen etwa zwei Jahre. Es hätte länger dauern können, denn in diesen zwei Jahren musste parallel die Finanzierung gesichert und die Planung immer wieder den Auflagen angepasst werden. Dazu gehörte auch der Anbau eines zweiten Treppenhauses als zusätzlicher Fluchtweg. Das wiederum führte zu einer Nachbarschaftsklage. Ein verständiger Verwaltungsrichter verhandelte vor Ort, auf der Straße, und konnte so schnell feststellen und dem Kläger auch vermitteln, dass die von ihm befürchtete zusätzliche Verschattung seines Grundstückes beim derzeitigen Lauf der Sonne schier unmöglich wäre. Das Bauvorhaben konnte also seinen Lauf nehmen.

Die meisten Nachbarn freuten sich darüber, dass das Haus nicht mehr leer stehen würde und waren auch mit der vorgesehenen Nutzung einverstanden. Wir hatten sie gleich nach dem Kauf zum „Tag der offenen Tür“ eingeladen und ihnen unsere Pläne erläutert. Wir waren angenehm vom wohlwollenden Interesse überrascht. Tatsächlich fürchteten wir

auch Einwendungen, weil eine solche Nutzung im villenartig bebauten Wohngebiet möglicherweise nicht gewünscht war. In Wirklichkeit spendeten sie manchen Kuchen und manchen Einrichtungsgegenstand!

Aus der Initiative, die sich seit 1999 um das Hospiz mühte, sind immer noch Ehrenamtliche in „ihrem“ Hospiz aktiv. Für mich war diese Zusammenarbeit einer ehrenamtlich geprägten Hospizinitiative und eines Trägers professioneller Dienste ein geradezu musterhaftes Beispiel dafür, wie aus einer solchen Kooperation praktische, dauerhafte Hilfe entsteht oder wie eine Gesellschaft seine Institutionen bürgernah entwickeln und gestalten sollte.

Fazit: Das Ganze war die paar schlaflosen Nächte und natürlich noch viel mehr wert!

*Aus: Nachbarschaftsheim Schöneberg Pflegerische Dienste gGmbH (Hrsg.): Gastfreundschaft. Hospiz Schöneberg-Steglitz, Newsletter Nr. 1/2014, S. 1–3*



**Georg Zinner** (1948–2014) war Bankkaufmann, Diplom-Sozialarbeiter und Diplom-Soziologe. Nach Berufserfahrungen in der behördlichen Sozialarbeit wurde er 1978 Geschäftsführer des Nachbarschaftsheimis Schöneberg, das er in mehr als 35-jähriger Tätigkeit zu einem der größten sozialen Unternehmen in Berlin entwickelte. Gleichzeitig engagierte er sich in den Jahren 1974 bis 1985 als Lehrbeauftragter im Bereich Theorie und Praxis der Sozialarbeit an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin. Neben dieser Tätigkeit war Georg Zinner ehrenamtlich seit 1979 im Vorstand des Paritätischen Berlin, lange Jahre davon als Vorsitzender. Im Paritätischen Gesamtverband wirkte er zwischen 1987 und 2003 in verschiedenen Funktionen, im Vorstand, im Beirat, in der Paritätischen Akademie. Seit 2001 war er Mitglied im Vorstand des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit, dem Dachverband für Nachbarschafts- und Stadtteilzentren, und übernahm 2005 dessen Vorsitz.